

Im Nebel [Fortsetzung]

Autor(en): **Tinseau, Léon von**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **6 (1902)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-576179>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

✻ Im Nebel. ✻

Roman von Léon von Zincau.

(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Diese verschiedenen, auf ihn einstürmenden Einbrüche bewirkten, daß Hecypian in sehr übler Laune bei Frau Lyzdenko eintrat. Als er endlich mit seiner Braut unter vier Augen sprechen konnte, sagte er: „Ich komme vom Notar; dieser hält mich ersichtlicherweise für einen Intriganten oder Schwachkopf. Welcher Einfall aber auch, mich in Unkenntnis zu lassen über ein für mich so wichtiges Ereignis, wie es die Schenkung Ihrer Cousine ist!“

„Notare sind dazu da, um Geldangelegenheiten zu ordnen,“ antwortete das junge Mädchen. „Das Ereignis dürfte Ihnen nicht unangenehm sein?“

„Befragen Sie mich lieber nicht darüber. Wie dem auch sei, für Sie ist es jedenfalls ein Glück, zu dem ich Ihnen gratuliere. Was die Spenderin betrifft, begnüge ich mich, zu konstatieren, daß ich keine zweite Frau kenne, die so viel Großmut mit einem solchen Zartgefühl zu vereinigen imstande wäre. Sie scheint sich nur entfernt zu haben, um sich den Danksgaben zu entziehen.“

Alexandrine, die wußte, daß ihre Dankesbezeugungen nicht von der Art waren, um eine Wohlthäterin in Verlegenheit zu bringen, gab dem Gespräch eine andere Wendung.

„Meine Cousine ist sehr glücklich: alles, was sie thut, ist wohlgethan. Ihr Stillschweigen ist ein Verdienst mehr. Mir wird es als Verbrechen angerechnet. Ich sage nur ein Wort zu meiner Verteidigung: wie konnte ich voraussehen, daß sie nicht im Einverständnis mit Ihnen handle?“

„Wäre ich in diesem Falle abgereist, ohne Sie von dieser Wendung Ihrer Existenz zu verständigen? Ach, warum ist sie nicht früher eingetreten!“

„Sie meinen, daß Sie dann nicht die Pflicht gehabt hätten, einem armen, hilflosen Mädchen die Hand zu reichen?“

„Nein, ich denke nicht an mich, sondern an Sie; Sie hätten zwischen vielen Bewerbern wählen und eine gute Partie, wie die Welt es nennt, machen können.“

„Während Sie eine Liebesheirat schließen konnten!“

Hecypian antwortete nur durch ein kaum merkliches Achselzucken; dann fuhr er fort: „Ich habe wie ein Dummkopf gesprochen. Es ist immer unnütz und oft gefährlich zu fragen: was hätte ich gethan? Ein Ehrenmann soll sich eher fragen: was werde ich thun? Seit einer Stunde werde ich den Gedanken nicht los, daß Sie mir Ihr Wort in Unkenntnis der Sachlage gegeben haben. Wäre es nicht rechtlich, es Ihnen zurückzugeben?“

„Immer wieder Pflicht und Ehre!“ rief das junge Mädchen aus. . . „Aber Pflicht und Ehre können auch für mich vorhanden sein! Man kann großmütig und zartfühlend sein, ohne Edna Leslie zu heißen. Hören Sie mich an: wenn Sie mir mein Wort zurückgeben, so schwöre ich, es zurückzunehmen.“

„Dies ist entscheidend für mich: ich gebe Ihnen Ihr Wort zurück,“ erklärte Felix sich verneigend.

„Gut, wir sind frei!“ sagte Alexandrine totenbleich. Bald darauf befanden sie sich, ohne recht zu wissen

wie, der eine auf der Gasse gehend, wohin ihn der Zufall führte, die andere aufrecht inmitten des Salons, den Verlobungsring am Finger auf- und abschiebend, ehe sie ihn ganz und für immer abstreifte. Hecypian war bestürzt, Alexandrine zornig. Weder begriff, noch schätzte sie das Zartgefühl des Mannes, das ihrem eigenen Herzen so wehe that. Sie erfaßte es nicht, daß Felix eigentlich den besten Weg eingeschlagen hatte, um dem Mißverständnis zwischen ihnen ein Ende zu machen. Wäre sie gut beraten oder ruhiger gewesen, so hätte sie zu ihrem Bräutigam gesagt: „Ich bin jetzt frei und reich. Sie können nun nicht mehr sagen, daß ich gezwungen oder in Unkenntnis der Sachlage handle. . .“ Ein herzhafter Kuß hätte die Versöhnung besiegelt. Aber die arme Alexandrine hatte den Kopf vollständig verloren. Ueberdies darf man nicht vergessen, daß in ihren Adern polnisches, rasches Blut floss. Ohne länger nachzusinnen, weckte sie ihre Großmutter: „Meine Heirat ist rückgängig geworden,“ sagte sie. Und da die arme Alte halbtot vor Schrecken mit den Augen Felix suchte: „Suchen Sie ihn nicht; er ist fort und kommt nicht wieder.“

Dann sperrte sie sich in ihrem Zimmer ein, dessen Thüre trotz allen Bitten verschlossen blieb. Angesichts dieses schmerzlichen Schlages fand Frau Lyzdenko, unterstützt von einer schmerzlichen Erfahrung, ihre Kaltblütigkeit wieder. Nach fünfundzwanzig Jahren drang das häusliche Drama wieder bei ihr ein. Gott sei Dank, schloß sich die Hölbin diesmal ein statt zu fliehen; das war ein Fortschritt. Sie nahm sich trotzdem vor, ein offenes Auge zu haben, und berief zunächst die Zofe, um sie zu befragen. Arme Frau! Es war nicht ihr erstes Verhör dieser Art.

Konstanze, die wußte, welch' heikles Ding es sei, sich in die Angelegenheiten der Herrschaft zu mischen, zögerte zuerst. Sie beschloß, „Madame“ zum Sprechen zu bringen, ehe sie selbst mit der Sprache herausrückte. Das war in dem Zustand der Verwirrung, in dem sich Frau Lyzdenko befand, nicht schwer. Der Bruch zwischen den Brautleuten blieb der Duenna nicht lange verborgen, und sie faßte sofort ihren Entschluß. Sie verabseute Felix in dem Maße, als sie Manfred bewunderte, ganz abgesehen davon, daß man sich mit den Journalisten immer gut verhalten muß.

„Das Fräulein hat ihren Zukünftigen nie geliebt,“ erklärte sie mit der Miene einer gut unterrichteten Person.

„Glauben Sie, daß sie einen andern liebt?“

„Das Fräulein hat mich nie zu ihrer Vertrauten gemacht.“

„Aber haben Sie nichts gesehen? Haben Sie keinen Anhaltspunkt dafür, daß sie an jemand denkt? An wen könnte sie denken? Mein Gott, sie kommt ja mit niemand zusammen!“

Die Physiognomie Konstanzens drückte eine Regung von Mitleid aus.

„Gnädige Frau vergessen Herrn Manfred!“

„Ist er kürzlich da gewesen?“

„Ganz kürzlich, an einem Tage, wo gnädige Frau ausgegangen war.“

„War es ein Rendezvous?“

„Gnädige Frau, ich würde mir nie erlauben . . .“

„Aber ich werde mir erlauben, Ihnen den Laufpaß zu geben. . . Schicken Sie die Leute dann nur zu mir um Auskunft! So beaufsichtigen Sie meine Enkelin?“

„Ich habe sie besser beaufsichtigt, als gnädige Frau vielleicht glauben.“

„Was hat sich also zugetragen?“

„O, nichts Schlechtes! Herr Manfred war so ehrfurchtsvoll! . . . Er sprach knieend, als ob das Fräulein eine Königin wäre!“

„Mein Gott,“ schrie die alte Frau entsetzt, „wir sind verloren! Sie werden sich heiraten — und verhungern!“

Sie wußte noch nicht, daß ihre Enkelin selbst mit Manfred gegen den Hungertod gesichert war. —

Unterdessen war Felix bei Frau Bernier. Als diese die Katastrophe erfuhr, seufzte sie schmerzlich. Aber die Ruhe des jungen Mannes flößte ihr neuen Mut ein; sie fand Kraft genug, um Fragen zu stellen. Der junge Mann stellte fest, daß er selber der Urheber des Bruches war. „Ich hatte das Jawort eines armen Mädchens erhalten,“ erklärte er, „und befand mich nun plötzlich einem reichen Mädchen gegenüber. Das ändert alles. Ich schlug vor, die Sache, die anfing, ein übles Ansehen für mich zu haben, rückgängig zu machen.“

„Ich schwöre vor Gott und den Menschen, mich nie mehr mit Chestiften abzugeben!“ rief Frau Bernier aus. „Es ist eine zu verzwickte Sache für eine arme Alte, die sich nie mit einer andern Heirat befaßt hat als mit ihrer eignen.“

Zwei Minuten später wurde die vortreffliche Frau meineidig. Sie setzte ihren Hut auf und lief zur Polin, die sie Wache haltend vorfand gleich einer schwarzen Sklavin an der Thür des Harems.

„Die soll mir nicht entführt werden!“ schrie die Großmutter bebend vor Erregung.

„Wer will sie denn entführen?“

„Manfred! Ja, liebe Freundin, sie will Manfred heiraten. Begreifen Sie das?“

„Ich begreife mindestens, daß Manfred sie jetzt, wo sie reich ist, heiraten möchte.“

„Reich? Aber das arme Kind hat ja nichts. Hunger und Durst würden da ein Bündnis schließen. Sie hat den Kopf verloren, vollständig verloren!“

„Wir verlieren ihn alle,“ stöhnte Frau Bernier und stürmte davon.

Felix Herepian erwartete ihre Rückkehr in ihrer Wohnung. Sie rief ihm atemlos zu: „Wußten Sie denn nicht, daß sie Manfred heiratet?“

„Wer sagt das?“

„Ihre Großmutter. Aber das kommt davon. Während Sie das Blumenorakel befragen, ob sie Sie ein wenig oder über alles liebt, stiehlt man Ihnen Ihre Braut. Poßtausend, dieser Manfred hat's aber getroffen! . . . Aber werden Sie mit gesenktem Kopf da sitzen bleiben? Wollen Sie sich nicht wehren? Ein Wort, eine Bitte, eine Thräne in Ihrem Auge kann sie Ihnen wiedergeben. Oder — lieben Sie sie nicht?“

„Doch, ich liebe sie! Mehr denn je!“ seufzte Felix. „Ach ja, wären wir um zwei Wochen jünger, ich würde

gewiß zu ihr hineinrennen. Heute hätte es zu sehr den Anschein, als ließe ich nicht der Frau, sondern der Wittigst nach.“

„Das ist vielleicht bewundernswürdig,“ sagte Frau Bernier achselzuckend; „aber es ist dumm. Ein Mann wie Sie kann nicht anders als unglücklich sein — und Sie werden es sein. Aber kommen Sie nur nicht zu mir um Trost, wenn das Leben Ihnen zur Last wird.“

„Ich werde weitergehen,“ sagte der junge Mann dumpf. Er entfernte sich, anscheinend ruhig, innerlich jedoch verzehrt von jener maßlosen Eifersucht des Südländers, die an den glühenden Abenden der Provence und des Languedoc auf den Ernte- oder Weinlesefesten das Messer aus der Scheide lockt. Er sagte sich, wie man sich's in ähnlichen Fällen zu sagen pflegt: „Wenn es nur irgend ein anderer wäre als Manfred! Aber gerade Manfred, welcher Hohn!“ Und wäre es ein anderer gewesen, so hätte er in seinem Herzen dieselben Vorwürfe in Verbindung mit einem andern Namen widerhallen lassen.

Er wollte nach Hause gehen, um ungestört, von niemand gesehen, außer Hörweite einer jeden Stimme, leiden zu können; denn er konnte nicht, wie er es unfehlbar gethan hätte, wäre er ein Mann aus dem Volk gewesen, sich auf Manfred stürzen, um sich durch einen Dolchstoß Erleichterung zu verschaffen. Aber er konnte, wenn er einen kleinen Umweg machte, vor dem Hause der Treulosen vorübergehen, um ihr zu fluchen: er, das Opfer seines eigenen Stolzes, hielt sich nun für das Opfer der Treulosigkeit.

Das Haus war vollkommen unverändert, mit denselben Figuren innen und außen herum, mit der gleichen Ansicht lebender und lebloser Dinge. Dessenungeachtet war es ihm nach einigen Stunden, einigen Worten so fremd geworden, wie die sechzigtausend andern Häuser der Hauptstadt. Und doch schien wieder auf der ganzen Welt gerade nur dieses eine, einzige Haus für ihn da zu sein.

Er konnte es nicht über sich gewinnen, sich zu entfernen. Er glaubte durch Auf- und Abgehen die Aufmerksamkeit der Passanten abzulenken; thatsächlich aber blieb er so ziemlich auf demselben Fleck, die geschlossenen Fensterläden Alexandrinens nicht aus den Augen lassend. Warum waren sie geschlossen? War sie ausgegangen? Ach, käme sie nur jetzt nach Hause, um das verächtliche Lächeln auf seinen Lippen zu sehen! . . . Er studierte dieses Lächeln wie ein Schauspieler vor seinem Spiegel, und die Vorübergehenden lachten über seine närrischen Grimassen.

Plötzlich blieb einer der Passanten stehen und streckte ihm mit einer automatenhaften Bewegung die Hand entgegen. Es war Manfred, der durchschnittlich viermal des Tages hier vorüberkam, da er in der Nähe wohnte. Er war in Begleitung eines Freundes, der flüchtig seinen Hut berührte.

Die ausgestreckte Hand des Chronisten wartete noch immer auf die Hand Herepians, von dessen Lippen das „verächtliche Lächeln“ nicht wich. Die Augen des Freundes drückten große Ueberraschung aus.

„Wollen Sie mir die Hand nicht geben, zerstreuter Verliebter?“ frug Manfred gutgelaunt.

„Sie sehen es ja,“ antwortete Felix, überzeugt, daß man sich über ihn lustig machte.

Der Journalist stieß einen leisen Pfiff aus. Dem Blick seines Freundes begegnend, der sich schon ganz als Zeuge fühlte, frug er noch: „Und warum, mein Herr, geben Sie mir die Hand nicht?“

„Weil ich Sie verachte,“ antwortete Felix. Sehr korrekt zog der Beleidigte seine Karte heraus und empfing dafür augenblicklich die Felix Herepians. Letztere verkündete: „Ich bleibe heute abend zu Hause.“

Die drei Herren grüßten sich. In der Art und Weise, wie der Freund den Hut lüftete, verrät sich schon etwas von der trauernden Ehrfurcht, die dem

unbekannten Verstorbenen auf seiner letzten Fahrt zum Friedhof gezollt wird. Im Weiterschreiten verlangte er von seinem Gefährten einige Aufklärungen.

„Es ist eine Frauengeschichte,“ sagte der korrekte Manfred kurz, ohne einen Namen zu nennen. „Vor allem, kein Wort darüber in den Tagesneuigkeiten. Das geringste Echo macht eine Versöhnung unmöglich. Und wenn ich diesen Narren töte, wird ein armes Geschöpf unjagbar elend.“

„Um! Ich habe die Augen Ihres Mannes gesehen,“ bemerkte der Freund. . . . „Ich zweifle an der Möglichkeit einer Versöhnung.“

(Schluß folgt).

Joseph Clemens Kaufmann,

Kunstmaler von Luzern.

Mit fünf Reproduktionen von Gemälden.

Joseph Clemens Kaufmann, von Horw bei Luzern stammend, ist am 7. Februar 1867 in genannter Stadt als Sohn des Lehrers Clemens Kaufmann geboren. Schon als vierjähriger Knabe zeigte er Geschick im Zeichnen. Die ersten Objekte seiner Darstellungen waren Hasen, die er in der Nachbarschaft sah. Im Frühjahr 1871 machten die internierten Soldaten der Bourbakiarmee einen nachhaltigen Eindruck auf ihn. Ein gewisser Militärgedanke wurde in ihm geweckt, und dazu kam viel patriotischer Sinn, sodaß Kaufmann ein eigentlicher schweizerischer Militärmaler geworden ist. Nach dem Besuch der städtischen Schulen in Luzern begab sich der Jüngling nach Genf und besuchte dort mit großem Erfolg die Kunstschule. Hier errang er sich verschiedene Auszeichnungen: für Modellage unter Professor S. Bovy zwei erste Preise, für Zeichnen und Malerei Ehrenmeldungen und einen ersten Preis von Fr. 500. Mit zwanzig Jahren kam der junge Künstler nach Paris und arbeitete dort fleißig unter Benjamin Constant und andern, von denen er vortreffliche Zeugnisse besitzt, sowie auch von Barthm. Wenn. Letzterer war ja auch der Lehrer einer Mehrzahl der besten Maler der Westschweiz, wie Eug. Burnand, Giron, Bieler, Nabel, Hodler u. a. Seit der Pariserzeit arbeitet Kaufmann nun in der Heimat und studiert die Natur und auf Ausstellungen die Gemälde anderer Künstler. Wenn auch noch jung, hat Kaufmann schon viel Gutes gemalt. Bilder mit schweizerischen Truppen im Gebirge sind seine Spezialität und zeichnen sich aus sowohl durch außerordentliche Natürlichkeit als durch sorgfältiges Studium aller Details. Doch malt er auch andere Militärbilder: „General Herzog an der Grenze“ ist vom Kunstverein Glarus erworben, und ähnliche neuere Bilder waren in Basel und Vivis ausgestellt. Eine weitere Gruppe seiner Gemälde bilden die Tierbilder. Das „Pfluggespann“ hat das schweizerische Departement des Innern angekauft, und Bilder der schweizerischen Rindviehcrassen wurden ebenfalls von da bestellt. Auch auf auswärtigen Ausstellungen und da und dort im In- und Ausland sind Bilder von Kaufmann zu finden. Die „Leipziger Illustrierte Zeitung“, die „Illustrierte Welt“, „Neber Land und Meer“ und andere Blätter bringen etwa von Kaufmanns echt schweizerischen Bildern mit Gebirgsartillerie und Mitrailleusenbatterien, und dort werden sie immer mit Interesse aufgenommen. Kaufmann huldigt nicht ganz der neuern Richtung in der Malerei, sondern geht selbständig seinen Weg; doch dürfte er mit der Zeit ein recht volkstümlicher schweizerischer Soldatenmaler werden; denn er trifft die Eigenart des schweizerischen Milizsoldaten vortrefflich, und ebenso gibt er aufs beste die Hochgebirgsnatur wieder. Die schweizerischen Gemäldesammlungen sollten nicht unterlassen, von seinen Bildern zu erwerben; denn damit würden sie vielen Beschauern, namentlich auch aus den mittlern Volkskreisen, große Freude bereiten.

Wir wollen noch anführen, daß Kaufmann, wie übrigens auch andere Künstler, dem Lehrling Töpffers huldigt:

Prenez la nature pour votre maître,
Le sentiment pour votre guide
Et les grands maîtres pour vos conseils.

Bevor wir nun die beigegebenen Bilder Kaufmanns unserer Betrachtung unterziehen, lassen wir einige Notizen über die schweizerische Gebirgsartillerie, sowie die Maxim- und Mitrailleusenbatterien folgen. Herr Oberst Hebel, Waffenchef der schweizerischen Artillerie, ist uns dabei mit dem nötigen Material an die Hand gegangen, wofür ihm hier der beste Dank gesagt sei.

Zuerst die schweizerische Gebirgsartillerie. Das Gebirgsartillerie-Regiment ist eingereiht bei jenen Truppenkörpern der Armee, die keinem höhern Verband angehören, sondern je nach Bedarf dem einen oder andern Armeekorps angegliedert werden können. Zur Zeit wird das Gebirgsartillerie-Regiment aus vier genau gleich organisierten Batterien formiert, deren jede sechs 7,5 cm Gußstahlgeschütze zählt. Wenn von einem Unterschied in den Batterien gesprochen werden kann (der aber mit der Organisation nichts zu thun hat), so besteht er lediglich darin, daß die beiden, hauptsächlich aus Mannschaften des Kantons Wallis formierten Batterien Maultiere, die beiden andern aber, mit Mannschaften aus der Ostschweiz, besonders Graubünden versehenen, Pferde als Saumtiere benützen. Zur Bedienung einer solchen Batterie sind 170 Mann erforderlich (inbegriffen sieben Offiziere), sämtlich dem Auszug angehörend, und zum Transport der Geschütze, der Munition u. s. w. 71 Saumtiere, zu denen für die berittenen Chargen noch zwölf Reitpferde kommen. Die scheinbar hohe Zahl von Saumtieren rührt davon her, daß beim Fortschaffen der zerlegten Geschütze, der Munition und des übrigen Materials auf den Tieren eine ganz bestimmte Traglast nicht überschritten werden darf, schon mit Rücksicht auf das Gehen der Tiere mit der hochgeladenen Last unter den schwierigen Verhältnissen im Hochgebirge, das ein Abstürzen nur zu leicht veranlassen könnte. Außer den sechs gehörige Wirkung bis auf 2400 m Distanz ergibt und mit dem man auch imstande ist, Holzwände und leichteres Mauerwerk, wie das im Gebirge vorkommt, zu durchschlagen. In ganz analoger Weise, wie die fahrenden Batterien der Feldartillerie durch besondere, mobile Munitionskolonnen fortwährend ihren Schießbedarf nachgeschoben erhalten, so sehen wir hier im Gebirge jede Batterie von einer Saumkolonne gefolgt, die außer Artillerie- auch Infanteriemunition, Lebensmittel u. s. f. nachbringt. Diese Saumkolonnen werden ausschließlich aus Landwehrmannschaft gebildet.

An der Spitze des Gebirgsartillerie-Regiments steht ein Stab mit einem Oberlieutenant als Kommandant, dem ein Major zugeteilt ist für den Fall, daß das Regiment in zwei getrennte Abteilungen zerlegt werden müßte, und ein Adjutant.

Die Frage der schnellfeuernden Geschütze ist für die Gebirgsartillerie noch nicht gelöst und sehr schwierig. Jede Komplikation des Materials würde die Zahl der Tragtiere vermehren und die Raschheit der Feuerbereitschaft erschweren.